



VEREINS-ORGAN DER WENGIA SOLOTHURN

Redaktion: B. STUBER, Chef-Red.; S. ALTERMATT, I. Sub-Red.; E. KOCHER, II. Sub-Red.;
MAX REBER, Vertreter der Alt-Wengia.

Postcheck-Konti: Alt Wengia Nr. Va 227 — Aktiv-Wengia Nr. Va 947, Solothurn

Abonnementspreis: Fr. 12.00 per Jahr.
Für die Mitglieder der « Alt Wengia » gratis.

52. ordentliche Generalversammlung der Alt-Wengia

Samstag, den 14. Oktober 1950, nachmittags 14.15 Uhr im Hotel
„Krone“ in Solothurn.

Traktanden:

1. Protokoll;
2. Aufnahmen;
3. Berichterstattung des Präsidenten,
des Quästors,
des Archivars,
der Revisoren;
4. Ernennung eines Ehrenmitgliedes;
5. Ehrung der Alt-Wengianer mit 100 und mehr Semestern;
6. Verschiedenes;
7. V. ordentliche Generalversammlung der Stipendien-
genossenschaft;
8. Vortrag von Dr. Ernst Jaggi v/o Biber, Direktor des
Schweizerischen Bauernverbandes in Brugg: „Aktuelle
Fragen der schweizerischen Agrarpolitik“.

Nach der Generalversammlung wird die alte restaurierte Wengianerfahne in einem Festumzug ins alte Zeughaus begleitet. Anschliessend gemeinsamer Abendschoppen.

Tenue: Mütze und Band!

Alte Herren die der Alt-Wengia beizutreten wünschen, haben die Aufnahmegesuche bis spätestens 10. Oktober 1950 dem Präsidenten der Alt-Wengia, Dr. Herbert Pfluger, Fürsprecher und Notar, Solothurn, Hauptgasse 54, einzureichen.

Burschen heraus!

Der Vorstand.

Mit Zelt und Kochtopf am Untersee.

Sommerlager 1950.

Es ist zur löblichen Tradition geworden, dass die Aktivwengia alle Winter eine Skiwoche organisiert. Seltener aber geschieht es, dass die Jungen ihre Sommerferien gemeinsam in einem Lager verbringen. Der Beschluss der Aktivitas, dieses Jahr ein Sommerlager zu veranstalten, war deshalb zu begrüßen, bieten doch solche Ferien nicht nur für den einzelnen, sondern vor allem für die Verbindung grosse Vorteile. Bei einem solchen Anlasse schmieden sich die Bande stets enger und es ist vor allem Gelegenheit geboten, sich gegenseitig besser kennen zu lernen.

Am elften Juli verliessen wir mit dem ersten Hahnenschrei die trauten Gassen unseres Aarestädtchens. In rasantem Tempo radelten wir frohgelaunt, unsere Kanten vor uns hinrällernd, über die gut ausgebauten Strassen durch schmucke Dörfer und Städte unserem Ziele, der Ostschweiz, zu. Manch liebes Wirtstöchlein begleitete mit ihren sehnsuchtsvollen Blicken die flotte Schar und manch schlanke Jungfer wäre gerne unserem Tempo gefolgt. Aber es gab kein Bleiben; wir mussten noch vor dem Einnachten unsern Zeltplatz in Mammern erreichen. Man muss es erlebt haben, wie Greenhörner des Zeltbaues ihre Zelte aufschlagen! Ich glaube, wir hätten heute noch keine Unterkunft, hätte uns nicht unser Fachmann, Hot, so kräftig unter die Arme gegriffen. Es sei vorweg gesagt, wir

waren keine grossen, erfahrenen „Campingler“. Wir hatten nicht viel organisiert, sondern wir lebten von der Hand in den Mund. Und das war eben gerade das Gerissene, dass wir einmal so recht unserm Kantus „Ich gehe meinen Schlendrian“ nachleben konnten. Die Worte dieses schönen Liedes, das wir denn auch mehr als einmal frohgelaunt sangen, wurden zum Motto unseres Lagers. Und deshalb seien uns alle unsere Sünden, die wir begingen, liebevoll vergeben. Und denen, die es noch nicht wissen, sei es zugeflüstert, dass Bacchus mit uns zufrieden war. Ihm zu Ehren erhoben wir gar manchmal die vollen Becher.

Kaum angekommen, glaubten wir es doch nicht für angebracht, dass der uns begleitende Philister ohne Cerevis in der Weltgeschichte herumlaufe. So beschlossen wir schon am zweiten Abend, ihm zu Ehren eine grosse Kneipe mit Taufe bei unsern Zelten zu veranstalten. Nach durchzechten Stunden bewegte sich ein andächtiger Zug unter der Führung seiner Majestät, Pfarrer Dachs, nach dem See, um nach grossen Zeremonien zu Ehren des allmächtigen Allah eine weihevoll Taufe vorzunehmen. Unser Begleiter, Amadeo Ravicini, wurde nach Brauch und Sitte, gemäss seinen Gepflogenheiten, Lento getauft. Nach kunstgerechtem Schlussakt begab sich die ganze Gemeinde zu Bett, resp. in den Schlafsack. Durch die stille Nacht klang es noch leise: „Drum lasst euch die Lehre geben: Kegelt wacker, sauft und schwänzt!“ Dies war unsere erste offizielle Anmeldung im schmucken Dorfe Mammern am Untersee. Die Leute wussten nun, die Söhne der Mutter „Wengia“ haben ihre Zelte aufgeschlagen.

Zwei Ereignisse dürfen wir wohl in den Vordergrund unseres gelungenen Lagers stellen: Die Fahrt mit Stationen dem Bodensee entlang und die Begegnung mit Herrn Ständerat Ullmann. — An einem sonnigen Morgen setzten wir uns auf unsere Stahlrosse und pedaltan dem langgedehnten Bodensee entlang. Unser erster Besuch galt unserer lieben Stammutter, Frau Misteli, die sich für geraume Zeit bei ihrer Tochter im Seehotel-Schweizerhaus in Romanshorn aufhält. Wer unsere ehemalige Stammutter und den Wirt, Herrn Oberländer, kennt, kann sich wohl gut ausdenken, dass wir hier nicht auf dem Trockenen sassan. Um unsere sportlichen Linien zu bewahren, hielten wir es für angebracht, am Nachmittag eine Verdauungsrunderpartie auf dem Bodensee zu unternehmen. Gegen

Abend gab es dann tränenvollen Abschied und wir versprachen gerne, wieder zurückzukehren. Unsere Reise führte uns weiter nach Rorschach, wo uns ein ganz besonderes Ereignis erwartete. Ja, ja, die Gastfreundschaft unseres A.H. Dr. Jean Tschui v/o Schütz zu geniessen, ist eine ganz besondere Freude. Wir wussten nicht wie, bald fühlten wir uns wie zu Hause. Die lebenswürdige Gastgeberin, die für unser leibliches Wohl und für die nächtliche Unterkunft besorgt war, hätte uns bald vergessen lassen, dass wir nur Gäste und nicht eigene Kinder sind. Und vielleicht ist es noch etwas anderes, das uns das Scheiden so erschwerte, die filia hospitalis. Sogar unser Jüngster, Schmoll, konnte wie kein Zweiter seine Augen verdrehen, und es sei ihm nicht übel genommen, dass er ständig vor sich hinsummte: „Was kann der Sigismund dafür . . .“ Sei dem, wie ihm sei, uns allen fiel der Abschied schwer. Und nochmals rufen wir unserem verehrten A.H. Dr. Jean Tschui und seinen Lieben zu: „Habt vielen Dank!“ Auf dem Heimwege konnten wir es nicht unterlassen, noch einmal dem Seehotel in Romanshorn einen Besuch abzustatten. Schwer wurde uns auch hier der Abschied und auch ihnen sei nochmals für alles bestens gedankt. Um diesem zweitägigen Ausflug einen gebührenden Abschluss zu verleihen, versammelten wir uns am selben Abend mit den Offiziersaspiranten Rapp, Smart, Stör, Ulk und dem Instruktionsanwärter Pfau zu einem gemeinsamen Nachtessen und einem gemütlichen Hocke. Spät zogen wir dann unsern Zelten zu. — Eine besondere Freude bildete für uns der Besuch von Herrn Ständerat Ullmann, den er unserem Lager abstattete und den er dann mehrere Male wiederholte. Er gab uns Gelegenheit, unsere Trinkfestigkeit an einem Abendschoppen, zu dem er uns einlud, unter Beweis zu stellen. An diesem Abend, der jedem wohl noch in langer Erinnerung bleiben wird, hatten wir auch unser erstes Wortgefecht mit den Dorfbewohnern, die unsere Trinksitten nicht ganz verstehen wollten. Aber nach glänzender Aufklärungsarbeit hatten wir sie bald auf unserer Seite . . . „und sie nahmen noch eins.“ Manche haben wir an diesem Abend in einen tiefen Schlaf gesungen. — Herrn Ständerat Ullmann danken wir für seine Grosszügigkeit von ganzem Herzen. Ihm zu Ehren trinken wir einen Ganzen speziell und hoffen gerne, ihn bald in Solothurn zu sehen.

Manch treubesorgte Mutter wird nun die Hände über dem

Kopf zusammenschlagen und sich fragen: „Ja, haben die denn überhaupt nur gefestet?“ Ihr dürft euch beruhigen. Es gab Tage, da lagen wir die ganze Zeit auf dem Bauche, spielten Fussball und vorallem . . . wir badeten. Und eines darf nicht unerwähnt bleiben, wir pirschten in der Umgebung herum. Ein Ausflug z.B. führte uns nach Schaffhausen, wo wir bei Herrn Richard Kunz v/o Fuchtel einen guten Abendtisch samt Trinksame vorfanden. Auch ihm gilt unser herzlichster Dank. Natürlich fehlten wir auch an der grossen Freilichtaufführung „Im weissen Rössli“ in Steckborn nicht. Noch vieles liesse sich berichten von all unsern Festen und Ausflügen, von den kleinen Geschehnissen und Erlebnissen. Und gerade die kleinen Erlebnisse sind es manchmal, die einem Lager seine Besonderheit verleihen, z.B. das Zusammentreffen mit dem Dorforiginal, die täglichen Kochangelegenheiten usw. Ein besonderes Kapitel liesse sich nur über unsern Vielfrass Bibi schreiben.

Nach zehn Tagen kehrten wir, bis Koblenz dem Rhein entlang fahrend, nach der Wengistadt zurück. Am Stammtisch setzten wir mit einem Stiefel den Schlusspunkt unter unsern unvergesslichen Ferienaufenthalt.

Charles Bünzly v/o Stöck.

Etwas vom Tanzsuntig der Wengia in Mühledorf.

Schon früh am Morgen verkündeten die Vögel, dass ein herrlicher Julisonntag anbrechen werde. So war es auch. Mitten im Bucheggberg, in unserem kleinen Bauerndorf Mühledorf wurde mit grosser Freude vom festlichen Sonntag Kenntnis genommen, denn hier sollten sich bald grüne Heerscharen einstellen. Wie bei den Zugvögeln, so war es auch hier: Vorboten kamen schon am Mittag, um wohl ein wenig „die Verhältnisse“ in der Lättgrube zu erforschen. Ihnen müssen wir unbedingt Beifall zollen, denn sie wanderten den bewaldeten Hügelzügen des Bucheggberges entlang bis nach Mühledorf. Den andern aber, die mit allerlei Vehikeln die bucheggbergischen Höhen zu erreichen versuchten, müssen wir zugute schreiben, dass wohl sämtliche am Vormittag die Predigt besucht hatten (!).

So ungezwungen wie das Anrücken war, so sollte sich in der

Folge das ganze Fest abspielen. Niemand konnte den herrlichen Walzermelodien widerstehen. Bis zuletzt sah man in fröhlichem Durcheinander 150 Damen und Herren der grossen Familie tanzen. Diejenigen, die allein nach Mühledorf pilgerten, wurden in ihren Hoffnungen nicht getäuscht: die alten Herren wussten wohl um die Sorgen und Nöte der jüngern Generation, wenn sie gleich ihre Töchter mitbrachten. Sie erinnerten sich vielleicht der „Qualen“, die vor einem Ball oder Kränzchen auftauchen konnten! Bald sah man aber die jungen Herren die ruhigere Umgebung des Hauses aufsuchen, um die Töchter mit den ersten „grünen Wundern“ bekannt zu machen.

Nur zu schnell rückte Mitternacht heran, die zum Aufbruch mahnte. Ohne Zweifel wird allen dieser Tanzsunntig in einfacher, ländlicher Gegend in guter Erinnerung bleiben.

P. Lätt v/o Schoppe.

Ein Ausschnitt aus dem Bilde unserer Zeit.

Vor einigen Wochen wohnte ich zufällig einer Sitzung der Aktivitas bei, in welcher der FM Eugen von Arb v/o Nestor einen gehaltvollen Vortrag hielt. Er hat ihm die Ueberschrift gegeben: „Dir selber treu“. Er schilderte uns den heutigen Menschen, der sich in einem ungesunden Massentum befindet, unter anderem im Gegensatz zum frühern Menschen, der viel mehr mit der Natur verbunden war. Der heutige Mensch, der Mensch der Grosstädte, der Industrie und der Mietskasernen ist träge im Geist. Nestor zeigte auch, dass ein gesunder Individualismus in Wirtschaft, Politik und Wissenschaft eine tragende Notwendigkeit ist, und noch mehr beim Künstler, der geistig schöpferisch wirkt. Die Ungeistigkeit droht aber heute in all diesen Gebieten Platz zu greifen. Weiteres aus dem Inhalt siehe Protokoll vom 1. Juni 1950.

Weil ich mich schon oft mit jenen Gedanken herumgezankt habe, von denen uns Nestor berichtete, habe ich mich mit seinem Thema nach dem Vortrag eigentlich nicht besonders beschäftigt. In Zürich hatte ich aber kürzlich ein Erlebnis, das mir Anlass zu den folgenden Betrachtungen gab. Diese sind teils eine Weiterführung, teils ein Versuch einer Deutung der Herkunft und eine Lösung

des von Nestor aufgegriffenen Problems. Ich bummelte durch die Bahnhofstrasse und blieb dann unwillkürlich vor einem Geschäft stehen, das in grossen Lettern seine Waren anbot: Cigarren, Cigaretten, Literatur“. Obwohl ich rauche, haben mich nicht die Cigaretten, sondern die Literatur über die Strasse gelockt. Die mannigfaltigen Bücher und Heftli welche ich vorfand, wurden mit bunten Klammern an der Türe, im Schaufenster und an Ständern gehalten und warteten auf die Käufer, welche in den kurzen Augenblicken, die ich dort stand, nicht ausblieben. Lauter Magazine, Modeblätter und Digests waren zu haben. Wenn wir diese „Literatur“ charakterisieren wollen, so können wir sagen, sie sei „ohne geistiges Gesicht“. Die Charakterisierung ist tragisch, denn diese Lektüre ist die geistige Nahrung eines grossen Volksteils. Die Magazine und Digests erleben immer grössere Auflagen. Sie bieten ein bisschen von allem, stellen keine besondern Ansprüche, reizen aber die Sensationslust sehr. Sie schreiben vom Auto, Fussball und Film, geben Wirtschaftsübersichten und Gesundheitsratschläge, mixen das Ganze mit Humor und Ironie und vergessen nicht eine Dosis Sexualität. Der Mensch von heute bevorzugt also — ohne selbst das Paradoxe zu spüren — eine geistige Nahrung ohne geistige Substanz. Das scheint immer mehr zur selbstverständlichen Tatsache zu werden, mit der man sich abfindet, der man sich anpasst. Diese geistige Anspruchslosigkeit scheint sich seit Kriegsende zu einer Massenerscheinung ausgewachsen zu haben. Durch eine falsche Veramerikanisierung gibt immer mehr das Primitive den Ton an, das Durchschnittliche ist massgebend, das Allergewöhnlichste gilt als normal und gesund. Der Mensch welcher nicht abwägt, was ihm geboten wird, wird vom Strudel in die Vermassung mitgerissen. Auf diese Weise kann er sich seiner eigenen Freiheit entschlagen, sich nur noch als Bündel ererbter Anlagen betrachten, oder sonst in irgend einer Weise sein geistiges Selbst im Medium des Naturgeschehens auflösen. Der Menschentyp, der als repräsentativ für unsere Zeit erscheint, ist der Mann, der stets ein unverwüthlich-optimistisches keepsmiling zur Schau trägt, der vor allem keine Probleme hat, keinerlei geistige Fragen. Seine Interessen gehören, soweit sie nicht vom business absorbiert werden, den reinen Vitalwerten. Das Grand-Prix-Rennen, die Roller-Follies, die Aquaparade sind triumphale Ereignisse in seinem Spiesseralltag. Sport und Toto erfüllen sein Denken, faszinieren seine

harmlos-einfache Seele. Nicht dass ich ein Gegner des Sportes wäre, im Gegenteil; aber ich verurteile einen ungesunden Fanatismus. Andererseits werden für Moderevuen und Hygieneausstellungen die grössten Säle benötigt, während zu hochstehenden kulturellen Veranstaltungen nur eine kleine Elite erscheint, während unsere Maler, Bildhauer, Musiker und Dramatiker ohne Publikum und ohne Aufträge bleiben.

Seit Beginn meiner Studienzeit bin ich mit allen Sorten Leuten in Berührung gekommen und habe ebensoviele Anschauungen kennen gelernt. Und wenn ich ehrlich bin, muss ich doch zugestehen, dass eine gewisse Leichtlebigkeit, eine gewisse Verflachung auch in jene Kreise hineingreift, die geistig auf anderem Niveau stehen sollten. Wenn wir uns fragen ob wir die Grösse unseres Verlustes durch diese Verflachung auch recht fühlen und ermessen, so müssen wir, wenn wir uns die oben erwähnten Tatsachen vor Augen halten, daran zweifeln. Nur die wenigsten sind erschüttert von dieser Degradierung des Menschen. Nur eine kleine Elite bäumt sich auf gegen diese Standartisierung des Menschen, gegen den „Roboter-menschen“. Zu diesen gehörte freilich auch ein ganz moderner Mensch, ein Dichterpilot des 2. Weltkrieges, Antoine de Saint-Exupéry. Er hat vor seinem Todesfluge in einem Brief die folgende Tatsache beschrieben: „Heute bin ich gründlich traurig — bis ins Uebergründliche. Ich traure um meine Generation, die aller menschlichen Substanz entleert ist . . . und die Menschen wollen gar nicht zu irgend einem Geistesleben erweckt werden. Sie verrichten aus Anstandsgefühl eine Sorte Arbeit am laufenden Band. Ich hasse mein Zeitalter mit meiner ganzen Kraft. Der Mensch verdurstet darin . . . es gibt nur ein Problem, ein einziges: den Menschen eine geistige Bedeutung, eine geistige Unruhe wiederzugeben. Ueber sie etwas ausgiessen, was einem gregorianischen Gesang gleicht . . . Man kann nicht mehr von Frigidaires, Politik, Bilanzen und Kreuzworträtseln leben, nicht wahr?“

Schon wenn er seine Kameraden sieht, steht er ihnen ohnmächtig gegenüber, ein ohnmächtiges Mitleid kommt über ihn. Er weiss, es sind prachtvolle Menschen, wie er schreibt: „rechtschaffen, nobel, sauber und treu, ja, aber erschreckend arm . . .“ ohne geistiges Gesicht. —

Fragen wir uns nun, ob wir die Tatsache der Ungeistigkeit wieder rückgängig machen können. Lassen sich die Menschen geistig neu erwecken? Und wie müsste das geschehen? Wollen wir den Menschen unserer Zeit wieder ein geistiges Gesicht geben, dann werden wir kaum daran vorbeikommen, durch bestimmte Fragen die Genesis des Abfalles vom Geiste zu klären, jene geheime Bruchstelle aufzufinden, wo sich der Mensch vom bisherigen Geiste getrennt hat, die Ursachen zu suchen, weshalb die Scheidung vollzogen wurde.

Es könnte sein, dass eine Abkehr vom Geistigen eine notwendige Reaktionserscheinung ist nach einer Epoche, in der der Geist überwuchert hatte. Nach anderthalb Jahrhunderten eines forcierten Rationalismus mussten sich Müdigkeits- und Erschöpfungszustände zeigen. Der Ueberdruss an einer einseitigen geistigen Kost stieg hoch. So wenig der Mensch allein vom Brote zu leben vermag, ebensowenig bekommt es seiner Wesenseigenart, vom Geiste allein sein Leben fristen zu wollen. Die Menschennatur selbst setzte sich zur Wehr. Ihr Unbewusstes rächte sich am Bewussten. Alles was der hybride Geist so lange verdrängt hatte, was er nicht wahr oder doch längst überwunden haben wollte, meldete sich nun mit Vehemenz. Der Irrationalismus in seiner erhabensten Form bis zu der simpelsten in der Verherrlichung der Trieb- und Körperwelt war fällig, geschah einfach als seelische Befreiung, als Rache der Natur am Geiste. Es hätte sich somit nur das ereignet, was im Laufe der Jahrtausende immer wieder festzustellen war: auf eine Zeit rationalistischer Einseitigkeiten folgt eine andere, die wieder „zu den Müttern“ hinabsteigt in den Raum unbewusster Lebendigkeit, in die Region dumpf-lebendiger Körperlichkeit.

Ein weiteres Moment mochte diesen Abstieg begünstigen. Die überspannte Geistigkeit wirkte beunruhigend statt klärend und leuchtend. Im Geistigen liegt die Tendenz, jede Erscheinung in ein System hineinzupressen. Das wirkt fürs erste grossartig und überzeugend. Wenn aber das System zu einem Zwinger wird, dann rebelliert das Leben selbst. Wohl ist es die Aufgabe und das Recht des Geistes, zu heischen und zu fordern. Er darf Entscheidungen verlangen, Haltungen begründen, eindeutige Festlegungen des Menschen heischen. Der Strom des Lebens soll nicht alles überschwemmen, sondern eingedämmt fließen und die Mühlen der

Kultur treiben. Verzichte und Einschränkungen müssen daher in Kauf genommen werden. Aber wenn der Geist „zum Widersacher des Lebens“ wird, wenn er als Parasit dem Leben die besten Kräfte aussaugt, wenn er als blosser Techniker des Daseins nur noch konstruiert und analysiert, wenn er die Welt nur noch als geometrisches Feld für seine Planwirtschaft betrachten und ausmessen kann, dann erfolgt fast notwendig der Aufstand des Bios. Dann kommt jene Zeit, in der die Menschheit nicht mehr nur aus Müdigkeit und Erschöpfung durch den öden Rationalismus sich dem stumpfen Dahinleben ergibt, sondern sich aufbäumt gegen den „Widersacher“, eben den Geist. Dann will er nur noch leben, unbeschwert, sorglos, problemfrei, nur den grossen Pulsschlag der Natur in und ausser sich vernehmen. Dann schafft er jene Bildwerke, deren Lebensgefühl rein vital, fast pflanzenhaft im Körperperraume schwingt, ohne geistiges Gesicht.

Es scheint, dass noch eine dritte Ursache zu der natürlich bedingten Ermüdung hinzukommen muss, um jene träge Apathie des Geistes sich ausbreiten zu lassen, die wir doch glauben feststellen zu müssen. Es scheint beinahe, als ob der Geist an sich selbst irre geworden wäre. Man ist versucht von einer inneren Perversion des Geistes zu sprechen. Wie wenig hat er doch in den zwei letzten Jahrhunderten seine vornehmste Aufgabe erfüllt, Sinndeuter der menschlichen Existenz zu sein! Hat er sich nicht gebrauchen lassen zu Propagandafeldzügen der Lüge, ist er nicht zum Erfinder jener Parole geworden, die der Wahrheit ins Gesicht schlagen? Kam er nicht soweit, mit seiner geschliffensten Dialektik jeden Sinn zu negieren und die menschliche Existenz ins Nichts hineinzustellen? Gewiss, der Weg dazu war höchst „wissenschaftlich“. Er führte ja ganz allmählich über die verschiedensten philosophischen Richtungen, um schliesslich im „Marionettentheater“ des Existenzialismus zu enden. So wurde der „Geist“ noch einmal und noch viel verhängnisvoller zum Totengräber. Der Geist, der zum Ungeist wurde, ist dann wirklich der „Widersacher des Lebens“.

Bleiben wir also ohne geistiges Gesicht und halten uns resigniert an den eigentlichen Mythos unserer Zeit, „den Mann mit dem keepsmling?“ — Aber wir können doch unser Leben ohne den Geist nicht menschenwürdig bestehen. Unser Leben muss ohne ihn

absinken, verblöden, veraffen. Der Mensch selbst muss sich sein „geistiges Gesicht“ wieder zurückgewinnen.

Die Lösung des Problems ist sicher nicht einfach. In der Verschiedenheit der menschlichen Charaktere liegt auch schon der Grund zu verschiedenen Lösungen. Sicherlich kann die eine Lösung welche hier beschrieben sei, nicht abwegig sein. Sie ist eine christliche. — Christlich gesehen gilt doch auch heute, dass über allen Wassern des Lebensozeans etwas Uebergrosses, der Geist Gottes schwebt. Auf diesen sich zu besinnen tut meines Erachtens not. Alles Leben ist durch den Logos, das geistmächtige Wort geschaffen, in dem „das Leben ist.“ In ihm sind Geist und Leben identisch, ohne Riss, ohne Bruchstelle. Der Mensch aber ist nach diesem ewigen Antlitz geschaffen worden, als geistiges Gesicht in die Materie hinein. Er muss daher die Spannungen zwischen Geistseele und Körperseele aushalten, er kann ihr harmonisches Gleichgewicht, ihre „Quasi-Identität“ nur gewinnen durch die Angleichung an das Urbild, durch die Intensivierung seiner Gottesbezogenheit. Der Mensch ohne geistiges Gesicht oder mit entstelltem geistigen Gesicht ist zutiefst auch Mensch ohne Gott. Es ist der Mensch, der sich vom Geiste Gottes immer mehr entfernt hat, so dass er als überheblicher Geist sein wollte wie Gott selbst und so seine kreatürliche Grenze überschritt, sein eigenes metaphysisches System verabsolutierte, bis er mit ihm von der Leiter herunterstürzte und in der blossen Physik endete. Die Entartung des Geistes zum Ungeist war die logische Folge.

Der oben zitierte Dichterpilot hat in seinem Briefe weitergeschrieben: „Was können wir, was sollen wir den Menschen sagen?“ Er hat die Antwort darauf selber gegeben am Schluss jener Betrachtungen über seine Kameraden, die so „rechtschaffen, nobel, sauber und treu sind, ja, aber erschreckend arm“, sie lautet: „Wie sehr bedürften sie eines Gottes!“

Franz Wyss v/o Stramm.

Geschenkfond: Postcheck Va 227

Stipendienfond: Postcheck Va 1654

† Theodor Flury v/o Mutzli.

1868—1950

Geboren in Olten als das mittlere von sieben Kindern eines Lokomotivführers, verlebte er seine Jugend in dem fortschrittbegeisterten Zeitalter der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, als man in der Technik und in der wirtschaftlichen Prosperität das Heil für die Zukunft sah. Sein Vater war allgemein geschätzt gewesen wegen seines ehrenhaften Charakters, die Mutter war tüchtig und arbeitsam mit wild wucherndem Volksglauben. Ihr befehlshaberisches Temperament brachte sie gelegentlich in Konflikt mit dem Sohn, der doch gleichzeitig am meisten von allen Geschwistern ihre phantasievolle Seele liebte und brauchte. In diesem Milieu sind schon wesentliche Züge von Theodor Flurys späterer Eigenart enthalten: seine tapfere, oft fast harte Rechtlichkeit, eine sehr lebendige und echte, durchaus irrationale Religiosität, und vom praktischen, lebenstüchtigen Sinn seiner Eltern erbt er mindestens die Hochachtung vor dem tätigen Leben, vor der Welt des Erfolges. Seine persönliche Aufgabe war es nun, diese heterogenen Teile zu einem Ganzen zusammenzuschliessen.

Im Gymnasium von Solothurn waren es die philosophischen Fächer, die ihn gefesselt hatten. Hier schloss er sich auch als fröhlicher Student der Wengia an, in welcher er viele Freunde gewann und mit denen er zeitlebens in Treue verbunden blieb.

Nun galt es sich zu einem Lebensberuf zu entscheiden. Gerade aber seine philosophische Neigung verhies keine Tätigkeit, darin man im Sinne der Eltern vorwärtskommen konnte. Ob er Zahnarzt werden sollte? Zwei seiner Brüder hatten schon diesen Beruf erwählt. Doch es zog ihn nicht dazu. Da brachte ihn der bekannte Zürcher Professor Heinrich Morf und der Pariser Gelehrte Gaston auf das Studium der Philologie. An der Universität in Zürich und an der Sorbonne in Paris setzte er seine Studien fort, die er mit dem Bezirkslehrerpatent abschloss.

Damit war aber erst der äussere Berufsweg gefunden. Mit welchem Geist er ihn erfüllen wollte, musste er erst suchen. Die Beschäftigung mit philosophischen Fragen drängte ihn, seine eigene Religiosität mit dem Bewusstsein zu durchdringen, das Irrationale

rational zu durchdenken. Dieses ausgesprochen protestantische Streben führte ihn immer mehr zum Protestantismus, aber doch wurde ihm auch wieder bewusst, wie sehr ihn seine, fast möchte man sagen: katholische Religiosität von dem liberalen Protestantismus trennte. Ganz allmählich baute er sein Weltbild im Gegensatz zu seiner Umwelt: Katholik unter den Protestanten, Protestant unter den Katholiken, gläubig unter den Liberalen, liberal unter den Gläubigen; so eigenwillig und nicht einzuordnen stand Theodor Flury unter den Strömungen seiner Zeit.



Ein ganz ähnliches Bild ergibt sich, wenn wir seine Haltung zur Welt betrachten. Aus der Familie waren ihm die Gedanken vertraut: Wer sich im Leben durchsetzt, ist tüchtig. Wer es zu nichts bringt, ist unbrauchbar. Zeit seines Lebens war es sein Wunschtraum, viel Geld zu besitzen und teilzuhaben am Ansehen, das reiche Leute genießen. Zeit seines Lebens suchte er den Umgang mit Menschen, die nicht viel studiert hatten, sich aber im Leben draussen bewährten. Er liebte ein gutes Glas Wein und den Jass mit Freunden, die aus der Geschäftswelt stammten oder die eine andere Art der Geistigkeit vertraten als er selber. Dennoch wusste er, dass er nicht einer von ihnen war. Er liebte das Bilden des

jungen Menschen, das sein Beruf war, er war viel zu sehr Schulmeister. Unter Schulmeistern hingegen kehrte er gerne eine gewisse Verachtung des Akademischen, des echt Schulmeisterlichen heraus und war völlig frei von der Voreingenommenheit, als ob ein guter Schüler auch ein tüchtiger Mensch sei.

Zuerst wurde Theodor Flury Bezirkslehrer in Therwil. Hier setzte er in den Mussestunden seine Studien fort. Mit bestem Erfolg bestand er dann auch später das Staatsexamen, wie er sich auch den Dr. phil. erwarb. Die Studien an der Sorbonne hatten ihn mit der französischen Sprache vertraut gemacht und so sollte ein Aufenthalt in Florenz ihn auch der italienischen Sprache näher bringen. Nach seiner Rückkehr begann eine zweijährige Wirksamkeit an der Realschule in Basel, von wo er im Jahre 1900 einen Ruf an das Staatsseminar in Küssnacht erhielt. Hier schenkte er sein Können und erzieherisches Bemühen volle 37 Jahre der zürcherischen Lehrerausbildung.

Mit 40 Jahren heiratete er eine Frau aus zürcherisch-reformiertem Haus. In kirchentreuer Umgebung nannte er sich zwar gerne einen alten Katholiken oder einfach einen Ketzer, besuchte dabei Sonntags regelmässig den Gottesdienst und schliesslich trat er der reformierten Kirche auch formell bei.

Theodor Flury war nicht nur Französischlehrer, ihm war die Gelegenheit wichtig, dem angehenden Lehrer zu zeigen, dass das Verlangen nach dem Geist ihn kennzeichnen müsse, wenn er wirklich Volkserzieher sein wolle. Seine einstigen Schüler berichten von den unvergesslichen Augenblicken, da man es ihm anspürte, wie sehr er sich in seiner Schule wohl fühlte, wenn er in der Klasse auf und ab ging und im Anschluss an die Literaturgeschichte, oder wo sich sonst Gelegenheit dazu bot, philosophierte, französisch oder deutsch, je nach Thema und Auffassungsvermögen seiner Schüler, über Literatur, über Geschichte, wobei es seine Stärke war, grosse Zusammenhänge aufzuzeigen und Entwicklungen über weite Zeiträume zu verfolgen, über Religion und Philosophie. So sehr er die gute Beherrschung der französischen Sprache schätzte, noch wichtiger war ihm, den jungen Leuten einen weiten geistigen Horizont zu öffnen. Zu allen Zeitgeschehnissen hat er im Unterricht Stellung genommen. Er konnte nicht anders.

Theodor Flury wollte dem Geiste dienen und ist, trotz mancher körperlicher Gebrechen bis ins hohe Alter geistig lebendig geblieben. Wir alle werden sein Andenken in Ehren behalten.

Zusammengestellt aus der Abdankungsrede von Hrn. Pfr. Dr. Schaufelberger, Küsnacht/Zch., von Bruno Stuber v/o Moses, Chef-Red.

Vereinschronik.

Die Protokolle des Monats Juni erscheinen im nächsten „Wen-gianer“. (Feriae erant! Red.)

Wie es uns gefällt.

A.H. H. Bohren v/o Bluff hat glücklich seine Lebensgefährtin gefunden. Wir gratulieren zur Verlobung und danken herzlich für die 20 Fr.!

A.H. M. Crivelli v/o Lagg kündigt uns die Geburt seines Sohnes Marco Alessandro mit zwei Fünflibern an. Wir gratulieren und danken bestens!

A.H. Dr. Kurt Locher v/o Astra hat die Stufe eines Sektionschefs der Eidg. Steuerverwaltung erklommen und uns diese ruhmvolle Beförderung mit 20 Fr. angezeigt. Wir danken tiefbewegt und hoffen, dass er es nun sein wird, der endlich die Steuerschraube wieder rückwärts dreht. Des Denkmals in der löblichen goldenen Märchenstadt möge er gewiss sein!

Von unseren A.H.A.H.

A.H. Bracher v/o Globus hat sich glücklich verlobt. Wir gratulieren!

Dr. H. Gubler v/o Glimmer und Hans Peter v/o Schach haben das 50., F. Schwab v/o Pfau das 60., A. Forster v/o Trett das 65. und J. Petitmermet v/o Singhales das 70. Lebensjahr erreicht. Wir gratulieren zum Geburtstag und wünschen alles Gute!

Unserem verehrten A.H. und Ehrenmitglied Dr. Josef Reinhart



v/o Sachs wünschen wir Glück zu seinem 75. Wiegenfest und rufen ihm ein kräftiges „ad multos annos“ zu.

Aus den USA schickt uns von seiner Hochzeitsreise die besten grüsse unser A.H. Rudolf Meyer v/o Röhre. „Auf dass sie ewig grünen bliebe . . .“

Unserem A.H. Dr. Urs Schnyder v/o Keil gratulieren wir herzlich zu seiner Verlobung.

Am diesjährigen Nebelpalsterkreuzworträtselwettbewerb haben unsere A.H.A.H. Fink, Chratz und Keck (natürlich drei Juristen!) je eine Kiste Bier gewonnen. „. . . ich kenn' sie am Geräute.“

Ebenfalls gratulieren wir A.H. Robert Bannwart v/o Klex zum 60. Geburtstag und danken herzlich für 50 Fr.!

A.H. Heinz Burki v/o Bobby hat sich mit Frl. Marianne Pettermand verheiratet. Wir gratulieren und wünschen viel Glück!

Verheiratet haben sich auch unser Hofmaler, A.H. Dr. Hans Derendinger v/o Stift mit Frl. Germaine Tatarinoff, und A.H. Walter Haldemann v/o Rülps, mit Frl. Doreen Balmferth. Wir gratulieren auch ihnen herzlich!

A.H. Dr. Benno Berchtold v/o Grizzly meldet uns beglückt die Geburt seines Sohnes Marius Victor. Wir danken bestens für 20 Fr. und hoffen, er erlebe viel Freude an seinem Sprössling.

A.H. Willy Stampfli v/o Tank zeichnet von nun an als Dr. med. dent. Auf dass es der ganzen Menschheit zum Heile gereiche!

Verdankung.

Anlässlich des Hinschieds unseres A.A. Dr. Th. Flury v/o Mutzli hat uns Frl. Maria Flury 20 Fr. überreicht. Vielen Dank!

-
- Chef-Red.: **Bruno Stuber** v/o Moses, Poststrasse, Biberist
1. Sub-Red.: **Sigurd Altermatt** v/o Ajax, Haffnerstr. 23, Solothurn
2. Sub-Red.: **Erich Kocher** v/o Schott, Bernstrasse 64, Solothurn

Druck: Buchdruckerei ZEPFEL, Solothurn, Bielstrasse 29